

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 7 (1913)
Heft: 9

Artikel: Eine Mittelmeerreise
Autor: Ammann, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-922907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu erlernen. Man schüttelte den Kopf ob diesem Beginnen. Doch es gelang mit Hilfe eines wohlwollenden Thuner Verlegers, der auch meine ersten Erzeugnisse auf literarischem Gebiet in seinem Blatt zum Abdruck gebracht hatte, die nötigen Bücher zur Spracherlernung nach der Methode Toussaint-Langenscheidt anzuschaffen. In ganz kurzer Zeit vermochte ich dänische Bücher zu lesen und kleine Sachen zu übersetzen. Mit der Erlernung des Schwedischen ging es etwas schwieriger, während das Norwegische — sofern es nicht um Dialekt oder Neunorwegisch sich handelte — mir auch bald einleuchtete, da es mit dem Dänischen fast identisch ist. So arbeitete ich nach und nach immer eifriger an Übersetzungen, gewann manches große Blatt und manche angesehene Zeitschrift im In- und Ausland für meine Arbeiten, und es gelang mir, im Lauf der Jahre, manchen angesehenen Verlag in Deutschland für Buchausgaben zu interessieren. An Fürsprache von wohlwollender Seite fehlte es mir auch nicht. Aber daneben habe ich bis heute die Schriftstellermisere überreich zu kosten bekommen, und manchmal ging es so schlecht, daß ich drauf und dran war, alles fallen zu lassen. Aber der Gedanke, daß dieses „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ auch seinen Reiz hat, und daß das Interesse an einer bestimmten, liebgewordenen Beschäftigung mich in meiner absonderlichen Lage vor völliger Versimpelung und Vereinsamung schützen würde, ließen mich weiter arbeiten, und ich glaube, daß ich es nicht zu bereuen haben werde. Was weiß ich! Der Übersetzerberuf hat mir viele interessante Bücher und Personenbekanntschaften gebracht.

Soweit Friedrich von Känel's eigene Worte.

Seine Krankheit, Knochen-tuberkulose, schritt weiter und weiter vor. Der Unermüdliche, merkwürdig rasch Schaffende beklagte es oft, seine Arbeiten deswegen unterbrechen zu müssen. Die letzten Jahre waren qualvoll. Die furchtbaren Schmerzen, die der Arme zeitweise zu erdulden hatte, ließen ihm die ärztlicherseits nötig erachtete Amputation eines Beines fast wünschenswert erscheinen; allein es stellte sich nachträglich heraus, daß sie zwecklos wäre.

Am 8. Dezember 1912 verschied Friedrich von Känel. Es war ein hartes Sterben. Nun ruht der müde Streiter, von einem dornenvollen Dasein erlöst, auf dem idyllischen Friedhof zu Aeschi, auf den die weißen Firne der Blümlisalp herniederschauen in ihrer unvergänglichen Hoheit. Uns Nachblickenden ist dieses

arme Leben, das einen so reichen Inhalt barg, indem ein ungewöhnlich kraftvoller Wille und eine zähe Ausdauer mit einem herben Schicksal rangen und ein starker Geist über einen gebrechlichen Körper den Sieg gewinnen ließen, eine stille, ernste Mahnung und Ermunterung.

Martha Ringier.

Eine Mittelmeerreise.

Auszüge aus dem Tagebuch von J. Umann,
Vorsteher der Bettinger Taubstummenanstalt.

Monaco, den 29. Juli 1909.

Die erste Seefahrt liegt hinter uns. Ja, eine Seefahrt, denn die Wasseroberfläche war glatt wie ein Spiegel. Nur der Kiel schnitt tief hinein. Doch willig teilten sich die Wasser und legten sich links und rechts in gewaltige Falten. Bei diesem Faltenwurf kam das tiefe Blau des Meeres erst recht zur Geltung und die weißen Schaumstreifen auf den blauen Wogen nahmen sich aus wie duftige Spitzen am Saum eines lang hinwallenden Mantels.

Auch die Nähe des Landes, der Anblick der Küste ließ uns vergessen, daß wir auf dem Meer waren. Wir Schweizer wenigstens fuhren in Gedanken wieder einmal auf dem Genfersee. Das tiefe Blau des Wassers, die stark ansteigenden Ufer, vor allem aber am Strand der Kranz blühender Kurorte mit den weithin blinkenden Hotels riefen in uns das Bild der Heimat in Erinnerung. Doch hier ist es riesenhaft vergrößert. Kein See, nein ein Meer, keine Hügel, sondern Berge. Trotzdem ist die Riviera bei weitem nicht so malerisch wie das schweizerische Ufer des Leman. Es fehlen die frischen Farben. Dort wissen wir die blinkenden Ortschaften umrahmt vom lieblichen Grün der Rebberge; hier sehen wir am Ufer nichts als das Schmutzigrau der Oliven. Dort grüßen uns über dem Rebland noch Obstgärten, Wiesen und Wälder, hier hört auf halber Höhe jede Vegetation auf. Keine Firnen, keinen Rocher de Naye, nur kahle Berge ohne jegliches Leben. Wohl sind sie durchfurcht von den Minnen der Sturzbäche. Doch kein Silbersaden schlängelt sich hernieder, kein Wasserfall erfreut das Auge. Wenn das Meer nicht wäre, würden wir hier einen Wüstenstrich finden. Dem Meer verdankt dies Land seinen Ruhm, seine Existenz. Der Boden ist karg. Wohl gedeihen hier alle Pflanzen

der tropischen Zone, allein es ist der Mensch gewesen, der hier auf diesem unfruchtbaren Boden dies Paradies sich erschaffen hat. Ja, er hat oft mit der Pflanze auch die Erde noch mitbringen müssen. Jetzt freilich sind diese fremden Gewächse heimisch geworden, das sieht man am besten in der Umgegend von Nizza. Beim Bahnhof sahen wir australische Fieberbäume, in der Größe unserer Platanen. Die Oleander glichen an Gestalt mittleren Kirschbäumen und ihre Blüten erreichten beinahe die Größe unserer Rosen. Die Palmen bildeten ganze Alleen und die Kurakaria, bei uns eine Topfpflanze, gedieh zum tannenähnlichen Baume. Statt der Föhre sahen wir die dunkle Pinie mit der ausgebreiteten Krone; der fiederblättrigen Abrazie entsprach der Pfefferbaum, dessen gelbe Blütentrauben nahe am Verblühen waren und schon die körnigen Fruchtansätze erkennen ließen. Doch inmitten dieser fremdartigen Pflanzenwelt wollte es uns nicht recht gefallen. Es fehlte uns namentlich eines, der sammetweiche grüne Rasen. All' diese Anlagen machten trotz des Pompes einen schäbigen Eindruck. Die Armut des Bodens ließ sich eben nicht verbergen. Ja der Anblick der Denkmäler mitten in diesen toten Ackerschollen verlehrte geradezu jedes Kunstempfinden. Es schien fast, als hätte man die Kunst, um sie los zu werden, absichtlich auf diesen Wüstenboden deportiert.

Doch die Fahrt von Nizza nach Monaco zurück zeigte uns die Natur in ihrer unverfälschten Pracht. Wir fuhren ja dem Meer entlang. Da tief eingeschnitten eine Bucht, umsäumt von dunkeln Pinien, weltabgeschieden; dort draußen weit vorgeschoben ein Felsenriff, kahl und rauh, Sturm und Wellen Troß bietend. Und dann wieder auf weite Strecken hin der Blick frei auf das offene Meer. Jetzt am Abend war es leicht bewegt. Der Mond ging auf und warf sein Silberlicht aufs spiegelnde Wasser. Das war kein ruhiger Schein, nein ein Blitzen und Leuchten, ein Flimmern und Glimmern. Es schien, als ob von unsichtbarer Hand Tausende und aber Tausende blitzenklare Silbertaler hingestreut würden.

Sonderbar, dies Gaukelspiel sollte sich heute nochmals wiederholen. Es dauerte keine Stunde, da sahen wir echte Taler und echte Goldstücke in ähnlicher Weise durcheinander geworfen. Wir fuhren ja nach Monaco und hatten noch Gelegenheit, die Spielhölle von Monte Carlo zu besuchen.

Gegen 9 Uhr machten wir uns dorthin auf den Weg. Mancher kam zwar nur bis zur Pforte. Nicht etwa, weil ihn die Furcht übermannte oder weil es die Klugheit gebot; nein, er wurde zurückgewiesen, weil er vergessen hatte, sich salonfähig anzukleiden. Was nützt dem Braven sein gutes Herz, sein ehrliches Gesicht; der Pfortner prüft nur die Erscheinung. Hier gilt der Schein und nicht das Wesen. Wir passierten und traten ein in den Tempel Mammons. Wir hielten inne. Uns blendete der Lichtglanz, der von den Leuchtern ausstrahlte und von den Glaswänden zurückgeworfen wurde. Wir befühlten die glatten kalten Marmorwände und wollten uns noch die Deckengewölbe mit ihrem pomösen Schmuck einprägen, da wurden wir von den andern mitgerissen und standen plötzlich vor einem Spieltisch. Dichtgedrängt saßen sie da an der langen Tafel. Nur die Croupiers, die Bankhalter, hatten ihre bestimmten Plätze. Es waren ihrer vier, einer je oben und unten; die beiden andern saßen einander gegenüber bei der Roulette. Die Roulette ist eine drehbare Schüssel, eingelassen in eine Vertiefung in der Mitte des Tisches. Der Boden dieser Schüssel ist radial in viele Fächer abgeteilt. Sie sind abwechselnd rot und schwarz bemalt. Außerdem ist jedes Fach noch mit einer Zahl versehen.

Die nämlichen Zahlen finden wir links und rechts der Roulette auf dem Tafeltuch. Da sind nämlich die Sezplätze, zwei schachbrettartig geteilte Quadrate.

Wenn nun die Spielenden ihre Nummern besetzt haben, wird die Roulette angedreht. Dann wirft der Bankhalter den Würfel hinein. Der kreist zuerst auf dem Rand und fällt schließlich in eins der Fächer und auf eine gewisse Nummer. Glücklich, wer nun gerade die Zahl belegt hat. Die Bank ist dann genötigt, ihm den Einsatz drei-, vier-, fünfach auszuzahlen. Die andern Spieler aber haben ihr Geld verloren. Die Rechen der Bankhalter scharren alles zusammen.

Der Vorsichtige wird nicht auf Nummern setzen. Er spielt Rouge und Noir. Dann beträgt das Risiko nur 50 %. Der Würfel fällt entweder in ein rotes Feld oder dann ins schwarze. So kalkulierte mein Gefährte. Er setzte seinen Taler auf Rot. Der Würfel fiel, weg war das Geld. Nun versuchte er das Glück auf dem schwarzen Feld. Der Würfel fiel auf Rot. Nun wagte er den dritten. Doch ich will nicht weiter ausplaudern. Die wenigsten von uns hatten Glück; der fatale Würfel schien nur im Interesse der Bank herum zu rennen. Immerhin konnte

man sich noch leichten Herzens vom Spiel zurückziehen. Es war bei den meisten nur ein kleiner Aderlaß, vielleicht auch ein heilsames Schröpfen, das manchen in der Überzeugung bestärkte, daß einzig ehrliche Arbeit zu einem dauerhaften Wohlstand verhilft.

(Schluß folgt.)

Allerlei aus der Taubstummenwelt

Frankreich. In der „Allgemeinen Deutschen Taubstummen-Zeitung“ lesen wir über einen taubstummen Geizhals folgendes: In Paris starb vor einiger Zeit ein Schuhmacher. Dieser wurde öfter von dem Taubstummenseelsorger Abbée Goislot wegen Arbeitslosigkeit unterstützt. Als nun der Abbée Goislot mit dem hörenden Bruder, der Bankier ist (!), den Nachlaß des Verstorbenen ordnete, fanden sie eine schwere Kiste, die sie mit Handwerkszeug gefüllt glaubten. Es waren aber keine Handwerkszeuge, sondern 80,000 Franken in Goldmünzen. (Schade um das schöne Gold, das jahrelang nutzlos liegen geblieben ist, sowohl für ihn selbst, als seine Mitmenschen. Merkmürdig ist es auch, daß Fremde den Bruder eines Bankiers unterstützen haben! D. R.)

Fürsorge für Taubstumme

Zürich. Seit 1911 ist der Anstalt Turbenthal das Taubstummenheim, das wir in der letzten Nummer gebracht haben, angegliedert worden, wo ihre entlassenen Zöglinge und auch andere Taubstumme, die anderswo keine gute Unterkunft finden, ihre bescheidenen Kräfte im Korbblechten, Bürstenmachen und Teppichknüpfen beschäftigt werden, wie man es zum Teil auf dem Bild Seite 69 sieht.



Von unterzeichnetem Verlag ist zu bedeutend herabgesetzten Preisen zu beziehen:

Eugen Sutermeister

1. Predigten für Taubstumme
2. Sechs Jahre bernischer Taubstummen-Pastoration.

Verlag von A. Francke in Bern.

Aus Taubstummenanstalten

Basel. Aus der Taubstummenanstalt Bettingen wurde Tabita Grieder entlassen und es können dort auf Mai ein Knabe und drei Mädchen eintreten. Man melde sich beim Vorsteher Hrn. Ammann.

✉✉✉ Briefkasten ✉✉✉

J. R. in Z. Todesanzeigen werden hier nicht als Inserate betrachtet, sondern gratis aufgenommen. Der arme Mensch! Ein Rätsel, daß man so lange nicht nach ihm geforscht hatte!

Hs. G. in Z. Ich schrieb schon, daß wir niemand für Sie wissen, aber wir haben sofort inseriert. Hoffen wir auf Erfolg. Es braucht jedoch Geduld. Freie Stellen kann man leider nicht auf der Straße auflesen!

A. J. in Z. Wir hoffen, daß Sie wieder wohlauft sind. „Alles neu macht der Mai!“

L. St. in St. M. Besten Dank fürs Stanniol. Das Heimweh plagt Sie also doch noch immer trotz der schönen Berge und der interessanten Fremdländer! Gern helfen wir Ihnen wieder in Ihre engere Heimat, wenn es sein muß.

Todesanzeige.

Wir erfüllen hiermit die schmerzhliche Pflicht, die Mitglieder und Freunde in Kenntnis zu setzen, daß unser langjähriger Ehrenpräsident und Mitgründer

Herr August Reichart, Schreinermeister, im Alter von 51 Jahren an einem Schlaganfall verschieden ist. Die Bestattung (Kremation) fand am Freitag den 18. April statt.

Wir bitten Sie, dem lieben Verstorbenen ein treues Andenken zu bewahren.

Der Vorstand
des Taubstummenvereins Zürich.